

Rothschilds Rente für den letzten Goethezeugen

„Im Arbeitshause zu Jena lebte noch vor kurzem ein ziemlich betagter Mann, der, wäre er auch nicht eine geschichtlich merkwürdige Person gewesen, allein schon durch sein gewinnendes Äußeres, durch seine feinen Manieren und seine gebildete Sprache, mehr aber noch durch die mannigfachen Kenntnisse und Fertigkeiten, die er sich erworben hatte, das Interesse für sich in Anspruch genommen haben würde. Man brauchte ihn nur anzusehen, sich nur fünf Minuten mit ihm zu unterhalten, um zu wissen, daß man einen nicht ganz gewöhnlichen Menschen, einen, der Viel erlebt und erfahren, vor sich habe.

Dem war in der Tat so: Stadelmann, dies war sein Name, war eine Reliquie aus der großen Zeit Weimars; er hatte Viel gesehen und gehört, Viel erlebt, er hatte sich viele Jahre hindurch des Umgangs und Vertrauens des größten Geistes des Jahrhunderts, Goethes, zu erfreuen gehabt und war von diesem, seiner großen Anstelligkeit wegen, besonders geschätzt worden; er hatte ihn auf seinen Reisen begleitet; er war sein steter Begleiter auf seinen geognostischen Exkursionen gewesen und wußte, wie kaum ein anderer hier, die Fundorte anzugeben, wo die reichste Ausbeute an Merkwürdigkeiten erwartet werden durfte; er selbst hatte manchen guten Fund, sowohl in unsern als in fremden Berggegenden gemacht und die Sammlungen seines Herrn damit bereichert.

Carl August, der große Fürst, hatte es nicht verschmäht, gelegentlich ein freundliches Wort mit dem treuen und anstelligen Stadelmann zu reden, und nach seinem Beispiel andere Fürsten und Herren.

Jetzt war dieser Mann so weit herabgekommen, daß er ein Insasse des Jenaischen Armen- oder Arbeitshauses war, freilich nicht ohne sein Verschulden, denn er liebte den Trunk, und Goethe selbst hatte sich aus dieser Ursache schon einmal von ihm getrennt, ihn aber wieder zu sich genommen, weil er ihn nicht entbehren konnte. Aber trotzdem war Stadelmann kein bis zum Tier hinabgesunkener Säufer; nur dann und wann konnte er der Begierde nicht widerstehen, sich einen Rausch zu trinken, und wenn er sich so weit vergessen hatte, waren Reue und Beschämung gleich groß in ihm, so daß man sich versucht hätte fühlen mögen, ihn zu trösten, statt ihm Vorwürfe zu machen; denn er hatte das lebhafteste Ehrgefühl bewahrt, den ganzen Stolz, dem größten aller Dichter so viele Jahre nahe gestanden zu haben.

Ich sah Stadelmann, als ich mich vor drei Jahren in Jena ansiedelte, zuerst im Garten des berühmten Optikers und Hof-Mechanikers, Dr. Friedrich Körner, dessen Factotum er zu jener Zeit war und der ihn sich zu solchen Arbeiten, die ein ungebildeter Mensch nicht zu verrichten im Stande ist, oft von dem Vorsteher des Arbeitshauses erbat. Die Einrichtung in diesem nützlichen Institute ist so, daß das Haus seinen Insassen das zum Leben Notwendige verabreicht, dagegen aber diese an Leute vermietet, die der Hilfe in ihren Geschäften bedürftig sind, das Mietgeld aber nimmt das Haus zur Bestreitung der Kosten an sich.

In dieses Institut war Goethes ehemaliger Diener gekommen, nachdem sein geliebter und gegen ihn so nachsichtiger Herr für immer die Augen geschlossen hatte! Man sah es dem Greise an, wie schmerzlich ihm seine gegenwärtige Lage war, wie er sich

seines Herunterkommens schämte; aber er klagte nur selten, nur dann, wenn ihm das Herz aufging und man ihm seine Teilnahme bezeugte; er sprach sich auch selbst nicht von Schuld frei, sondern bereute seine bereits zur Gewohnheit gewordene lasterhafte Angewöhnung mit dem aufrichtigsten Schmerze.

Im Hause des Herrn Dr. Körner, wo er bald im Garten, bald in der Werkstatt, bald bei der Bereitung des köstlichen Flint- und Chromglases beschäftigt wurde, schien er sich am glücklichsten zu fühlen, eben weil man hier nicht ganz gewöhnliche Hilfsleistungen von ihm verlangte, bei denen er sich als ein denkender und geschickter Mensch zeigen konnte, und wenn man sich mit ihm bei diesen Arbeiten unterhielt, zeigte er einen gewissen Stolz, zu so etwas noch brauchbar zu sein. Indes nötigte seine zunehmende Liebe zum Trunke den Herrn Dr. Körner endlich doch, ihn nicht weiter rufen zu lassen, und so hörte und sah ich längere Zeit nichts von dem alten Stadelmann, der mir so manche hübsche und interessante Geschichte von seinem ehemaligen Herrn, von dem Herzog Carl August von Weimar und anderen merkwürdigen Männern jener außerordentlichen Zeit zu erzählen wußte.

Plötzlich aber hieß es: Stadelmann ist nach Frankfurt, zum Goethe-Feste, berufen worden. Die Nachricht war wahr, und es hing so damit zusammen: Bei Gelegenheit der Enthüllung des Goethe-Denkmal's hatte man an einen unserer Professoren¹ geschrieben und die Frage an ihn gestellt: ob man in Jena nicht einige Reliquien von Goethe habe und geneigt sei, sie zum Behufe des Festes abzulassen? und der Gefragte hatte darauf geantwortet: „es befände sich noch eine große, lebendige Reliquie des Dichter-Heros, in der Person seines alten, langjährigen Dieners in Jena, den wolle man senden, wenn es verlangt werde.“ Dieser Vorschlag fand den allgemeinsten Anklang in Frankfurt; man sandte Geld herüber, um dem Alten einen neuen, hübschen Anzug anschaffen und die Reisekosten bestreiten zu können, und so sah man den alten Stadelmann mehrere Tage hindurch im sauberen schwarzen Anzuge, mit einem neuen Hute auf dem Kopfe, mit vor Freude glühendem Antlitz durch die Gassen der Stadt paradien; denn plötzlich war ja der arme Insasse des Arbeitshauses zum Helden des Tages, zu einer höchst wichtigen Person geworden. Mir selbst begegnete er in seinem saubern Anzuge auf der nach Camsdorf führenden schönen Saalbrücke und kam, so wie er mich erkannt hatte, auf mich zu, mir sein Glück, die ihm widerfahrene große Ehre, zu erzählen. Einen oder zwei Tage darauf reiste er, die Taschen mit Gold angefüllt, ab; zu bemerken habe ich noch, daß man ihn während der letzten Zeit vor seiner Abreise nicht betrunken sah, und daß er Denen, die es wohl mit ihm meinten, das feierliche Versprechen gab: „sich wie ein ordentlicher Mensch aufzuführen, d. h. nicht in Frankfurt sich betrinken zu wollen“, ein Versprechen, das er, so weit meine Nachrichten reichen, gewissenhaft gehalten hat, denn durch die ihm zu Teil gewordene große Ehre war ein ganz anderer

¹ Nach einem Eintrag in Riemers noch unveröffentlichten Tagebüchern vom 18. Oktober 1844 war es Voigt und sollte Stadelmann sich in Frankfurt bei der Varentrappschen Buchhandlung melden. Riemer berichtet auch über einen Besuch, den Stadelmann ihm auf der Durchreise in Weimar abstattete. „Er erzählte von alter Zeit und seiner jetzigen Arbeit aller Art in dem Arbeitshause zu Jena, alles mit gutem Humor und Schwatzaftigkeit.“

Mensch in ihn gefahren. In Frankfurt ging es ihm selbst über seine Erwartungen gut; er gefiel, man drängte sich zu ihm; man ließ sich von schönen und großen vergangenen Tagen von ihm erzählen; man quartierte ihn in einem guten Wirtshause ein; man beschenkte, man ehrte ihn; er stand mit im geschlossenen Kreise, als man das Denkmal seines Herrn enthüllte, und ein Strahl von der Ehre, die das Haupt des Ruhmgekrönten umleuchtete, fiel auf den glücklichen alten Diener zurück ...

Ach! armer Stadelmann, es war das Hexengold, das Dir das trügerische Geschick in's Netz geworfen; es war der Todesstreich, der Dir von der Hand des Glückes selbst versetzt wurde!

Das schöne Frankfurter Fest war vorüber; Goethes Statue prangte auf dem großen Platze in seiner gebieterischen Schönheit, und Dir, armem Stadelmann wurde der zur Rückreise visierte Paß in die Hand gedrückt, aber mit dem Versprechen, daß man ferner Deiner gedenken und Dir eine kleine jährliche Pension bis an Dein Lebensende in Dein Armenhaus senden wolle, in das Du, nach den Tagen solchen Glanzes und solcher Herrlichkeit, zurückkriechen solltest, um wieder für sechs Groschen den Tag, Holz zu spalten, Wasser zu tragen, im Garten und Weinberge zu graben, Sand zu schlemmen, Mist zu führen, Steine zu klopfen, und das für sechs Groschen, von denen nicht ein einziger in Deine Tasche fiel! Du solltest, heimgekommen, Deinen schönen schwarzen Frack mit der geflickten Arbeitsjacke, die neue saubere Hose mit der abgebleichten Zwilchhose, den glänzend gebürsteten Hut mit der schmierigen Mütze vertauschen; solltest Dich, statt wie in Frankfurt: Herr Stadelmann, jetzt vielleicht wieder „Er“ titulieren lassen. „Die schönen Tage von Aranjuez“, sie waren für Dich vorbei, und auf immer; Du hattest aus dem schäumenden Becher der Ehre und des Glücks noch einmal getrunken und solltest jetzt nochmals den der Schmach und Erniedrigung bis auf den Grund leeren, und das ertrugst Du nicht! Warum behielten sie Dich nicht in dem schönen, sonnenhellen Frankfurt? Weshalb gaben sie die Dir bestimmte kleine Pension nicht in die Hände irgendeiner rechtlichen Familie, mit der Verpflichtung, Dich dafür bis ans Ende Deines Lebens zu ernähren und zu kleiden? Weshalb sandten sie Dich, nachdem sie Dich mit Ehrenbezeugungen trunken gemacht hatten, als sie und Du wieder nüchtern geworden, in das Armenhaus, in Deine enge kleine Zelle, in Deine schmutzige Arbeitsjacke zurück? Weshalb sagte sich nicht Einer von allen den Guten und Edlen, die sich für den lebenswürdigen und interessanten Greis interessiert hatten: „Das wird er nicht ertragen, und statt ihn glücklich zu machen, wie unsere Absicht war, werden wir ihn töten, wenn wir ihn in die früheren Verhältnisse zurückschicken!“

Stadelmann wurde trotzdem zurückgeschickt, und das Arbeitshaus in Jena öffnete ihm nochmals gastlich seine Pforten. Wenige Tage nach seiner Rückkehr hatte ich eine Portion Holz zu sägen und zu spalten und schickte, wie das hier Gebrauch ist, in das Arbeitshaus, mir Leute zu diesem Zwecke ausbitten zu lassen. Am ändern Tage – es war ein grimmig kalter – schaute ich aus dem Fenster auf den Hof hinab, wo ich sägen hörte, und erblickte, zu meinem Erschrecken, den gefeierten Stadelmann nebst einem noch älteren Greise bei meinem Holze beschäftigt. Das innigste Mitleid ergriff mich, nicht nur mit dem alten Stadelmann, sondern mit beiden Greisen, die bei solcher Kälte auf dem Hofe stehen und Holz sägen und hauen mußten. Ich rief Stadelmann herauf, ließ ihn sich an

meinem Ofen erwärmen, teilte mein Frühstück mit ihm, gab ihm für sich und seinem alten Genossen einiges Geld – aber nur wenig, weil mir seine Liebe zum Trunke bekannt war – und sandte durch ihn auch seinem Genossen einige Erquickungen. Da ging dem Alten das Herz auf, und mit Freudentränen erzählte er mir von Frankfurt, von den schönen, großen Tagen, die er dort verlebt hatte, von der Ehre vor allen Dingen, die man ihm erwiesen, von den alten Bekanntschaften, die er, der früher mit Goethe auch in Frankfurt gewesen war, erneuert hatte, und wenn er Andere als zu ihm redend anführte, nannte er sich immer: „Herr oder Mosje Stadelmann“; kurz, man merkte es jedem seiner Worte an, wie wohl es ihm getan hatte, daß man ihn wie einen ordentlichen Menschen behandelte.

„Ich wußte, Frau Doktorin“, sagte er zu mir, „daß Sie mich herauf-rufen lassen würden, um von Frankfurt zu hören, und deshalb habe ich auch Alles zu mir gesteckt.“ Er fuhr mit seiner Hand in die Tasche und holte seine Einlaßkarte, die er sauber in Glas und Rahmen hatte fassen lassen, so wie zwei Guldenstücke daraus hervor, die er mir triumphierend zeigte. „Das sind meine schönsten Ange-denken“, fuhr er fort, „und sie sollen mich, solange ich lebe, nicht verlassen!“ – „Wie steht es denn aber mit Ihrer Pension, Stadelmann?“ fragte ich. – „Die bekomme ich: Herr von Rothschild hat sie mir versprochen und der ist ein edler Herr, der sein Wort hält.“ – „Nicht wahr, Stadelmann“, sagte ich in Bezug auf die mir gezeigten beiden Guldenstücke, „die bewahren Sie auch auf oder wenden sie doch nur zu guten Zwecken an?“ – „Das versteht sich! Sie können sich fest darauf verlassen, Frau Doktorin!“ beteuerte er, denn er hatte mich recht gut verstanden.

Der Arme hielt mir indes nicht Wort. Bald ruhte die Säge unten auf dem Hofe, und Stadelmann schlüpfte von Zeit zu Zeit aus der Hoftür, um Schnaps zu holen. Die beiden Alten wurden immer lauter, immer lustiger; die Arbeit ruhte, und endlich schlichen Beide davon.

Am nächsten Morgen kehrten sie zurück; ich rief Stadelmann wieder, um ihm und seinem Genossen ein warmes Frühstück – diesmal aber kein Geld – zu reichen, und er trat sehr schüchtern und beschämt zu mir in das Zimmer, vermutlich, weil er Vorwürfe von mir fürchtete. Ich stellte mich aber, als habe ich von den Vorfällen des vorhergehenden Tages nichts bemerkt, denn ich wollte den Greis weder demütigen noch beschämen, und dies erleichterte ihn sichtbar. Indes schien einer der schönen blanken Frankfurter Gulden angebrochen zu sein; die Szenen des vorhergehenden Tages erneuerten sich, und gegen Mittag schlichen die beiden Greise nach Haus, um nicht wieder zu kehren, ich aber hatte den alten Stadelmann zum letzten male gesehen.

Am folgenden Tage sandte mir das Arbeitshaus ein paar rüstige Burschen, die tüchtig zugriffen und die Arbeit bald geschafft hatten. Der Eine davon erzählte mir: die beiden Alten wären am vorhergehenden Tage gegen Mittag so betrunken nach Haus gekommen, daß man sie gleich habe zu Bett bringen müssen, und jetzt schämten sie sich und hätten nicht wieder kommen wollen.

Ich hörte jetzt einige Tage nichts weiter von Stadelmann; da trat an einem Mittage mein Hauswirt, Herr Dr. Körner, zu mir ins Zimmer und sagte: „Stadelmann hat sich vor einer Stunde aufgehängt!“

Dem war wirklich so, und am Nachmittag erfuhr ich von einer alten Insassin des Arbeitshauses die nähern Umstände des Selbstmordes des Unglücklichen.

Er sei, erzählte sie mir, nachdem er sich neulich bei meinem Holzhauen an zwei Tagen nebst seinem alten Kumpan betrunken gehabt, still und ordentlich gewesen, auch wiederholte sie mir mehrere Male auf mein Befragen, ob man ihn – wie die Rede gegangen – wegen dieser Exzesse arg gezüchtigt und ihn dadurch vielleicht zur Verzweiflung getrieben habe, „ihm habe Niemand etwas getan“. Am andern Morgen des Tages habe er Sand gewaschen, wodurch er sich, da er es als Streusand verkaufte, oft einige Pfennige gemacht, und sei mit der Bitte, das Haus auf ein Stündchen verlassen zu dürfen, wiederholt bei der Aufseherin eingekommen, dies aber habe man ihm abgeschlagen, weil man gefürchtet, er möge sich wieder betrinken wollen. Darauf sei er bis 11 Uhr morgens verschiedenen Beschäftigungen im Hause nachgegangen, ruhig, freundlich und höflich wie immer, und man habe ihm nicht das Mindeste angemerkt. Gegen 11 Uhr sei er zu ihr und einer alten Frau, die Wäsche im Zimmer gelegt, eingetreten und habe den Schlüssel zum Boden verlangt, den man verschlossen hielt, weil er noch voll Wäsche hing. Sie habe ihm den Schlüssel gegeben und einige Scherzworte an ihn gerichtet, worauf er freundlich geantwortet und sich dann entfernt habe. Nach etwa 5 Minuten sei er mit dem Bodenschlüssel zurückgekehrt und habe diesen an den gehörigen Platz, in eine Tischschublade gelegt, worauf er sich entfernt. Nach 20 Minuten sei ein Knabe auf den Boden gegangen, und sein Angstgeschrei habe das ganze Haus herbeigerufen. Als man hinauf stürzte, in der Meinung, dem Knaben sei irgend ein Unfall begegnet, erblickte man zu seinem Entsetzen den alten Stadelmann, der sich an einer dünnen Schnur, die er durch eine zweite, um den Balken geschlungene Schlinge gezogen, aufgeknüpft hatte. Man schnitt ihn gleich ab; man fühlte trotz der Kälte, die auf dem Boden herrschte, noch Wärme in ihm; man sandte zu Ärzten und Chirurgen, die sich sogleich einfanden: man stellte alle nur erdenklichen Wiederbelebungsversuche mit ihm an; allein der alte Stadelmann war und blieb tot. An seinem Gesichte zeigte sich nicht die geringste Entstellung und er war noch ganz der hübsche Greis, der er während seines Lebens gewesen war. „Seine Mienen schienen zu lächeln“, drückte sich die Erzählerin aus. Einen höchst seltsamen Umstand muß ich bei diesem Selbstmorde noch erwähnen. Wie der letzte Conde, der Herzog von Bourbon, der gleich nach der Juli-Revolution seinem Leben ein Ende gemacht haben soll, berührte auch Stadelmann mit seinen Füßen so den Boden, daß er völlig darauf stand, so daß man bei ihm eben so wenig, wie bei jenem Fürsten hat begreifen können, wie er sich den Tod durch Erhängen geben konnte, da er nicht hing, sondern stand. Man wird sich erinnern, zu welchen lieblosen Conjecturen der in der Tat unerklärliche Tod des Herzogs von Bourbon Veranlassung gab; wenn aber dieser Tod für manche Personen erwünscht sein möchte; wenn man Veranlassung zu haben glaubte, diesen oder jenen des Mordes des reichen Fürsten zu bezüchtigen, so fällt so Etwas

bei dem armen Stadelmann weg,² der Niemanden im Wege war, den Keiner beerben konnte, weil er nichts besaß, als die Aussicht auf eine kleine Pension, die mit seinem Leben erlosch. – Das Gerücht von erlittenen Mißhandlungen verbreitete sich indes, so daß das Kriminalgericht von Weimar zur Ermittlung des Tatbestandes herüberkam; allein man hat, außer den gewöhnlichen Totenflecken, nichts an der Leiche gefunden, und damit ist jenen lieblosen Gerüchten ein Ziel gesetzt worden.

Den toten alten Stadelmann ehrte man auch hier. Nach den Gesetzen fallen die Leichen der Selbstmörder der Anatomie anheim; diesen Ansprüchen entsagte man aber aus Pietät gegen den ehemaligen Diener des großen Goethe, und so wurden seine irdischen Überreste unverstümmelt der Erde übergeben, auf der es dem guten Alten, namentlich nach den glanzvollen Frankfurter Tagen, so weh gewesen sein mochte.

Einen Tag nach seiner Selbstentleibung traf die erste Sendung seiner Pension aus Frankfurt ein:

„Und als das Brot gebacken war,
Da lag das Kind auf der Totenbahrl“

Mau erzählt sich – doch kann ich es nicht verbürgen – daß der Umstand, daß man ihm gesagt habe: „er werde das Geld doch nicht in die Hände bekommen, sondern man ihm nur dann und wann einen Dreier davon geben, weil er es doch nur vertrinken würde“, ihn besonders tief geschmerzt haben sollte, so daß, im Verein mit den schon zu Eingang angedeuteten Umständen, wohl ein Lebensüberdruß in ihm entstehen und ihn zu der verzweiflungsvollen Tat treiben konnte.

Mich hat sein trauriges Ende innigst betrübt, ja erschüttert, denn ich war dem guten Greise von Herzen gewogen und blickte gern in sein freundliches blaues Auge, in sein stets reinliches, sanft koloriertes Gesicht, das durchaus nicht den Stempel des Lasters an sich trug, dem er sich leider ergeben, aber doch nicht so ergeben hatte, daß man ihn zu den wirklichen Säufern rechnen durfte. Er konnte sich nicht nur Tage, sondern Wochen, ja vielleicht gar Monate lang beherrschen; nur dann und wann wurde der böse Dämon sein Meister, und wer war trauriger darüber, als eben er?

Ruhe sanft, guter Stadelmann, sanft im mütterlichen Schoße der Erde!“

(Aus: *Jahrbuch der Sammlung Kippenberg*, 2. Band, 1922; Anton Kippenberg, *Stadelmanns Glück und Ende*; Abgedruckt unter dem Titel *Der alte Diener Goethes* in den *Neuen Pariser Modeblättern*. Redigiert von Amalie Schoppe, geb. Weise, 19. Jahrgang, Hamburg 1845. S. 107 f., 117 f., 125 f., 133f.; unterzeichnet A. S.)

² Aus heutiger Sicht gab es sehr wohl Gründe, diesen letzten Zeugen der Biographie Goethes ins Jenseits zu befördern. Zu jener Zeit hatte eine grossangelegte Fälschung seiner Biographie schon begonnen.

Die Sponsoren der Charlotte von Stein-Briefe

Das rasche Anwachsen der Archivbestände veranlasste Grossherzogin Sophie schon bald zu dem Plan, ein eigenes Gebäude für das Goethe- und Schiller-Archiv errichten zu lassen ... Die Bauherrin und Besitzerin verstand es dabei, die [Einrichtungs-]

Feier [1896] durch die Teilnahme von Fürsten und anderen Persönlichkeiten von Rang und Namen zu einer öffentlichkeitswirksamen, in der Presse entsprechend beachteten Werbeveranstaltung zu machen. Beigetragen hat dazu sicher die

Überreichung der sieben Bände mit den Briefen Goethes an Charlotte von Stein, die – mit Hilfe von „Sponsoren“ aus Kreisen der deutschen Fürsten und der Finanzwelt – aus dem Besitz der Familie von Stein angekauft worden waren ...

(Aus: *Das Vermächtnis der Goethe-Enkel*, S. 115; in: Ausstellungskatalog Kunsthalle am Theaterplatz in Weimar, 26.5.-19.7.1992).